

Hermann Knapp
Der Tote, der nicht sterben konnte

Roman

VERLAG
WORTREICH

Sterben kann gar nicht so schwer sein -
bisher hat es noch jeder geschafft.

Norman Mailer,
US-amerikanischer Schriftsteller (1923-2007)

Prolog

Ausgerechnet in einer österreichischen Kleinstadt trafen ein Vogelgrippevirus, ein Schweinegrippevirus und ein Kakerlakengrippevirus aufeinander und verschmolzen zu einem monströsen Supervirus.

Von der Kakerlakengrippe hatte zu diesem Zeitpunkt noch niemand auf dieser Welt etwas gehört, was eigentlich seltsam war, da gerade Kakerlaken ein durchaus beliebtes Forschungsobjekt darstellten. Aber entweder hatten die Wissenschaftler die rasant steigende Todesrate unter den Schädlingen tatsächlich nicht registriert, oder, was viel wahrscheinlicher ist, sie hatten sie nicht an die große Glocke gehängt. Wen hätte das außerhalb ihrer wissenschaftlichen Gemeinschaft auch interessieren oder gar schockieren sollen, war doch die Ansicht weit verbreitet, dass nur eine tote Kakerlake eine gute Kakerlake ist.

So gedieh und verbreitete sich die Kakerlakengrippe im Geheimen.

Im Nachhinein wurde das vor allem von Verlegern diverser Massenmedien zutiefst bedauert: Denn wäre die Kakerlakengrippe frühzeitig entdeckt worden, was hätten sie aus

ihr nicht machen können? Wieviel Geld hätten sie damit verdienen können?

Ein paar gezielte Schlagzeilen, dass das Virus vermutlich auch für Menschen gefährlich, wenn nicht sogar lebensbedrohlich sei, hätten die Kakerlakengrippe, da die Schädlinge ja ohnehin als Überträger von Krankheiten galten, zweifellos zur Supernova der globalen Panikmache werden lassen. Denn Kakerlaken hört man nicht, man riecht sie nicht, man sieht sie meist auch nicht – und doch sind sie überall! Keine Hausfrau und natürlich auch kein Hausmann hätte mehr sicher sein können, ob ihre oder seine Küche nicht längst zum bedrohlichen Infektionsherd mutiert war, und das hätte sich in Zeitungsartikeln und Fernsehberichten ganz hervorragend ausschlagen lassen! Natürlich hätten die Boulevardzeitungen dann auch darauf hinweisen müssen, schließlich sind Journalisten bedingungslos der objektiven Wahrheit und der lückenlosen Information ihrer Leser verpflichtet, dass dort, wo Migranten oder Asylwerber wohnten, besonders häufig Kakerlaken auftraten. Irgendeine Studie, die das belegte, hätte sich mit entsprechendem Geldeinsatz sicher rasch organisieren lassen. Bezugnehmend darauf wäre es dann wohl naheliegend gewesen, in dem einen oder anderen Artikel, ganz beiläufig, die Vermutung einfließen zu lassen, dass die Kakerlakengrippe von Flüchtlingen vielleicht sogar absichtlich eingeschleppt worden war – als terroristischer Akt. Gezielt geschürte Panik vor einer Pandemie, gewürzt mit einer Prise Fremdenfeindlichkeit war – das wusste jeder Herausgeber einer Boulevard-Zeitung – ein Gericht, das

sich trefflich verkaufte. Die Auflagen der einschlägigen Revolverblätter hätten bestimmt nie zuvor erreichte Höhen erklommen.

Verlorenen Umsätzen trauerten aber auch manche Manager von Pharmakonzernen nach, denn hätten sie früher von der Kakerlakengrippe erfahren, wäre es wohl auch für sie, vielleicht sogar in Zusammenarbeit mit Boulevardblättern, eine Kleinigkeit gewesen, die Angst vor einer gefährlichen Mutation des Virus zu schüren. Genau genommen hätten sie damit, wie die Entwicklung bewies, ja nicht einmal Unrecht getan. Ein mehr oder weniger wirksamer Impfstoff, der – über den Daumen gepeilt, mit achtzigprozentiger Wahrscheinlichkeit – einer Ansteckung vorbeugte, wäre dann bestimmt auch rasch zur Hand und der Politik zur Beruhigung der Massen natürlich willkommen gewesen. Wie hätten da die Kassen geklingelt!

Doch als die Kakerlakengrippe bei der Erforschung des schon angesprochenen Supervirus endlich ans wissenschaftliche Tageslicht trat, war die Bedrohung, die von diesem ausging, schon so groß, dass man der Kakerlakengrippe selbst kaum noch Beachtung schenkte. Interessant war sie da nur noch für ein paar Wissenschaftler, die erforschten, welchen Beitrag sie zur Entstehung des Supervirus geleistet hatte, und die sich aus ihrer genauen Analyse Ansätze für ein mögliches Gegenmittel erhofften.

Der neue Erreger hatte zu dieser Zeit längst begonnen, die Welt zu verändern – in einer Weise, wie es nie jemand für möglich gehalten hätte. Dabei dauerte es eine ganze Weile, bis die Verantwortlichen begriffen, auf welche Katastrophe die Menschheit tatsächlich zusteuerte. Und es mag anfangs sogar Wissenschaftler und Politiker gegeben haben, die sich nicht sicher waren, ob das Virus eine Gefahr oder vielleicht eine Chance darstellte – die Chance auf ewiges Leben.

Für mich hat sich diese Frage nie gestellt. Für mich war und ist das Virus ein Fluch, der grausamste Fluch, der einen Menschen treffen kann. Und ich muss es wissen, denn ich war einer der ersten, der sich mit dem Erreger infizierte und seine Wirkung zu spüren bekam, wenn nicht überhaupt der Erste – vor so langer Zeit ...!

Ganz bestimmt aber war ich der erste Mensch, bei dem das Ambrosia-Virus zutage trat. Wissenschaftler haben es so benannt, nach jener Speise, die den griechischen Göttern der Sage nach ihre Unsterblichkeit verlieh.

Wie irreführend dieser Name doch ist. Denn mit Unsterblichkeit hat mein Zustand nur wenig zu tun ... aber ich will nicht vorgreifen.

Natürlich frage ich mich, wie wohl jeder andere Betroffene auch, warum das Virus gerade mich befallen hat, und ich hadere mit dem Schicksal.

War ich einfach zur falschen Zeit am falschen Ort?

War es Pech oder vielleicht doch Bestimmung?

Ich habe mich immer geweigert, mein Dasein als ein von höheren Mächten gegängelt zu sehen.

Inzwischen weiß ich nicht mehr, was ich glauben soll.

Dafür weiß ich aber ganz genau, was ich, Martin Heinz, sein will: Tot!

Unfall

Die Leitschiene bohrte sich schräg durch das Seitenfenster.

Martin Heinz sagte später einmal in einem Interview, dass er diesen Moment nie vergessen werde, sein ganzes Leben lang nicht – was ihn natürlich augenblicklich zum Schmunzeln brachte. Sein Leben lang?

Wie leicht man doch in alte Redensarten verfiel!

Tatsächlich war es ein wenig absurd, von Heinz' Existenz als Leben zu sprechen. Zum Zeitpunkt des Unfalls ahnte er das aber natürlich selbst noch nicht. Heinz sah, wie das Metallstück die Scheibe zertrümmerte, und er sah unzählige kleine Glassplitter auf sich zuwirbeln – fast wie Blumensamen in einem heftigen Windstoß. Viele von ihnen schlugen in sein Gesicht und ließen auf seiner Haut kleine rote Rosen aus Blut erblühen.

All dies geschah seltsamerweise in vollkommener Stille. Heinz hörte kein Krachen, kein Kreischen, ja nicht einmal seine eigenen Schmerzensschreie, als ihn die Glassplitter trafen. Heinz wusste, dass er schrie – denn seine Stimmbänder vibrierten, sein Mund stand weit offen und seine Zunge zuckte darin herum wie eine erregte Schlange, doch er hörte keinen Ton. Es war, als sei er in einer Blase völliger Lautlosigkeit gefangen.

Zudem schien sich nun auch noch die Zeit zu verlangsamen. Hatten ihn die Glassplitter regelrecht angesprungen, so wirkte die Leitschiene in ihrer Bewegung plötzlich wie eingefroren. Ganz langsam schob sie sich auf ihn zu, wie ein Jäger, der genau weiß, dass ihm seine Beute nicht mehr entringen kann. Hast war unnötig. Die Leitschiene war beim Aufprall des Autos zerbrochen und jenes Stück, das sich zu Heinz ins Innere des Wagens bohrte, war spitz wie ein Speer. Er hatte viel Zeit, es zu betrachten. Der Augenblick dehnte sich zur Ewigkeit. Es war genauso, wie er es aus Berichten von Menschen kannte, die an der Schwelle des Todes gestanden hatten – vielleicht mit einem Fuß schon im Jenseits – und die reanimiert worden waren. Er hätte in diesen Momenten sein ganzes Leben ein zweites Mal leben können. Er hätte seine guten Taten nochmals vollbringen können – und auch die schlechten. Vielleicht war dieses Herausgehoben-Sein aus der Zeit ja genau jener Zustand, den die Christen Fegefeuer nannten – Gelegenheit, um Vergebung zu flehen, durch Todesangst seine Sünden zu büßen und die Gnade, sich von dieser Welt zu verabschieden. Heinz nutzte diese Chance allerdings nicht. Stattdessen schaute er mit fast wissenschaftlichem Interesse an sich hinunter und überlegte, wo ihn das Metall wohl treffen würde.

In die Brust ...?

Nein, dazu kam es zu schräg herein.

Tiefer!

In den Bauch?

Ja, in den Bauch!

Unwillkürlich spannte Heinz die Muskeln in einer völlig sinnlosen Abwehrreaktion – denn gegen ein spitzes Metallstück hätte ihm auch ein Sixpack, das er ohnehin nicht hatte, wenig geholfen. Heinz war kein Sportler, aber er war mit seinen 45 Jahren noch einigermaßen in Form – hatte zwar einen Bauchansatz, aber den Kampf gegen überflüssige Kilos noch nicht endgültig verloren gegeben. Wann immer es seine Zeit zuließ, radelte er auf dem Hometrainer und absolvierte ein Übungsprogramm für die Wirbelsäule. Er war im mittleren Management eines großen Konzerns tätig, der Einrichtungen für Einkaufstempel herstellte. Deshalb verbrachte er viel Zeit im Auto oder vor dem Schreibtisch und lümmelte oft im Sessel, was sein Kreuz dann regelmäßig mit heftigen Schmerzen quittierte.

Erneut prüfte Heinz den Einfallswinkel der Leitschiene. Sie würde auf Höhe des Magens in ihn eindringen, diesen durchstoßen, ganz nebenbei auch noch seine Nieren zerfetzen, und seine Gedärme zerreißen!

Heinz hatte in seiner Jugend überlegt, Arzt zu werden, hatte sogar zwei Semester Medizin studiert, dann aber erkannt, dass er einen Hang zum Hypochonder hatte, was ihn eindeutig für diesen Beruf disqualifizierte. Auch für die Chirurgienlaufbahn war er ungeeignet, denn als er das erste Mal ein Tier sezieren durfte, fühlte er eine fast unwiderstehliche Versuchung in sich, mit dem Skalpell einfach alle Organe aus dem Körperinneren herauszuschneiden. Heinz war zu jener Zeit ein fanatischer Puzzlespieler und es reizte ihn, herauszufinden, ob er die Ratte, die da vor ihm lag,

wohl wieder richtig zusammensetzen könnte. In diesem Moment wurde Heinz klar, dass er gegen diese Versuchung bestimmt auch bei jedem menschlichen Körper – egal ob tot oder lebendig –, der später vor ihm am Operationstisch liegen würde, ankämpfen müsste und dass er ihr auf Dauer bestimmt nicht widerstehen konnte.

Also ließ er das Medizinstudium bleiben.

Hätte er geahnt, dass er schon ein paar Monate später von seinem Puzzle-Fieber geheilt werden würde, hätte er sich vielleicht anders entschieden. Seine erste große Liebe brach ihm das Herz in mehrere Teile und so sehr er sich auch bemühte, er konnte die Stücke nicht mehr richtig zusammenfügen. An dieser eigentlich so einfach scheinenden Aufgabe scheiterte er – und von da an hasste Heinz Puzzles.

Das Mädchen hieß Anja, war um zwei Jahre älter als er, und hatte wohl von Anfang an keine festen Absichten ihn betreffend. Sie war Kunststudentin, trug sehr bunte, kurze und aufreizende Kleider und brauste mit ihrem lauten und selbstbewussten Wesen wie ein Sommersturm durch die Gänge der Uni. Dabei stieß sie eines Tages gegen den etwas tollpatschigen und schüchternen Medizinstudenten. Die Bücher, die sie im Arm gehalten hatte, fielen zu Boden und obwohl doch eigentlich sie ihn gerammt hatte, murmelte er eine Entschuldigung und bückte sich sofort, um sie aufzulesen. Dabei stellte er sich aber derart ungeschickt an, dass sie gleich noch einmal am Boden landeten. Anja fand ihn süß und kniete sich nieder, um ihm zu helfen. Er gefiel ihr, mit seinen großen, graugrünen Augen, seinen kurzen,

schwarzen Haaren und dem Grübchen unter dem Kinn. Sie beugte sich absichtlich ein wenig weiter nach vorne als nötig, um ihm einen Blick in ihren Ausschnitt zu gewähren. Wie üblich trug sie keinen Büstenhalter und so konnte er die wohlgeformten Rundungen ihrer Brüste und sogar deren rosige Knospen bewundern. Heinz wurde augenblicklich rot wie eine Tomate, konnte den Blick aber nicht abwenden. Sie fand das süß und entschied sich spontan zu einer kurzen Affäre mit ihm. Er passte von seinem Aussehen her zwar nicht so wirklich in ihr Beuteschema – das waren dann doch eher besser gebaute und vor allem selbstbewusstere junge Männer – aber sie war sich ziemlich sicher, dass er noch Jungfrau war. Und es hatte für sie einen besonderen Reiz, einen offensichtlich unerfahrenen Jüngling in die Geheimnisse der körperlichen Liebe einzuweihen.

Heinz hingegen war ihr vom ersten Augenblick an völlig verfallen, dachte, sie sei die Frau seines Lebens und malte sich, wenn sie nach dem Liebesakt erschöpft im Bett lagen, insgeheim schon ihre Zukunft aus, mit einem Häuschen an einem See, zwei Kindern und einem Hund. Heinz kam aus einem gutbürgerlichen Haus und hatte die konservativen Werteinstellungen seiner Eltern übernommen. Zwar lehnte er sich zu Beginn seines Studiums doch ein wenig gegen die Anker auf, die seine Erziehung im Unterbewussten hinterlassen hatte, das war aber nur eine halbherzige Rebellion.

Vier Wochen nach Beginn ihrer Romanze lernte Anja einen jungen Kunststudenten aus Spanien kennen, der ein

Auslandssemester in Wien absolvierte. Er war unkonventionell, malte abstrakte, farblich sehr aggressive Bilder, die seine Ablehnung der Gesellschaft und jeglicher Konventionen zum Ausdruck bringen sollten, und eroberte Anja im Sturm. Sie gab Heinz den Laufpass, zerbrach damit sein Herz, verdarb ihm auf alle Zeiten jeglichen Zugang zur bildenden Kunst und setzte außerdem eine hartnäckige Abneigung gegen alles Spanische in ihm fest. Davon konnte er sich erst als Ambrosianer befreien.

Immerhin wusste Heinz durch seinen kurzen Abstecher in den Bereich der Medizin noch recht gut über die Anatomie des Menschen Bescheid und deshalb war ihm nun auch klar, dass er sterben musste. Die Verletzungen, die ihm die Leitschiene zufügen würde, konnte er nicht überleben, egal wie schnell Hilfe kam. Seltsamerweise entsetzte Heinz diese Erkenntnis nicht. Sein Gehirn analysierte die Lage ganz nüchtern. Irgendwie hatte er schon immer geahnt, dass ihm das Auto eines Tages zum Verhängnis werden würde. Er war, wie schon erwähnt, aus beruflichen Gründen viel unterwegs und manchmal war ihm – als er in den Wagen stieg – durchaus schon der Gedanke durch den Kopf gegangen, dass er ihn vielleicht nicht unversehrt verlassen würde.

Aber nicht an diesem Morgen.

Da hatten ihn zu viele andere Dinge beschäftigt. Wichtige Termine! Ein großer Auftrag stand kurz vor dem Abschluss. Für heute war das letzte Gespräch mit dem Kunden anberaunt.

Heinz musste schmunzeln.

Wie schnell sich doch die Wertigkeiten ändern.

Plötzlich hatte in seinem Leben nur noch diese Leitschiene Bedeutung. Das Metall war inzwischen wenige Millimeter von seinem Leib entfernt und er zog instinktiv den Bauch ein, um noch ein wenig mehr Zeit zu gewinnen – und sei es nur für die Dauer eines Lidschlags.

Mit einem Mal keimte doch Bedauern in Heinz auf. Keine Angst, keine Panik, aber Bedauern. Er dachte an die vielen Dinge, die in seinem Leben nun unerledigt bleiben würden. Er wollte noch nicht gehen. Es gab noch so viel zu tun. Auf einmal erschienen ihm selbst öde geschäftliche Verabredungen, die ihn sonst nur belasteten, unendlich erstrebenswert, und jetzt rebellierte auch sein Verantwortungsbewusstsein gegen das nahe Ende. War der Tod wirklich Grund genug, um diese enorm wichtige geschäftliche Verabredung sausen zu lassen? Was, wenn seiner Firma durch sein Versagen der Großauftrag entging?

Kurz überlegte Heinz, ob er es vielleicht noch schaffen könnte, mit dem Handy seine Sekretärin anzurufen, um ihr mitzuteilen, dass ihn gleich eine Leitschiene durchbohren werde und deshalb ein Kollege seinen Termin übernehmen müsse – und dass sie außerdem alle anderen geschäftlichen Verabredungen auf unbestimmte Zeit absagen solle, oder besser noch für immer. Heinz wollte nicht, dass jemand unnötig auf ihn wartete, denn obwohl der Spruch abgedroschen klang, war er im tiefsten Inneren doch davon überzeugt, dass Zeit tatsächlich Geld war.